

Heft 4/6 25.4.1932

34

Durch das Versailler Diktat wurden alle Provinzialheil- und Fürsorgeanstalten, Krüppel- und Kinderheime, von 42 Waisenhäusern allein 35, alle großen Krankenanstalten, Forschungsinstitute, Versuchsgüter, Museen, Bibliotheken, Regierungs- und Verwaltungsgelände, gewerbliche und landwirtschaftliche Schulen und wirtschaftliche Kammern uns genommen. Die Grenzziehung müsse aus „strategischen“ Gründen so erfolgen! Nur drei Anstalten blieben der grausam verstümmelten Provinz! Ein Kuriosum, wenn es nicht so tragisch gewesen wäre. Da Regierung und Verwaltung in der neugebildeten Grenzmark zuerst keine eigenen Gebäude vorfanden, konnte das Scherzwort aufkommen: „Wir sind schlimm dran: unser Oberpräsident ist in der Taubstummenanstalt und unser Landeshauptmann in der Irrenanstalt!“

Aber die Rehrseite dieses Scherzes ist doch der bittere Ernst! Man versteht es, daß angesichts der brutalen Grenzziehung der prächtige Oberpräsident von Bülow das Wort von den „blutenden Grenzen“ geprägt hat. Wieviel Aufopferung und Tatkraft, wieviel Anspannung nicht nur des sittlichen Willens, sondern auch des tragenden Glaubens ist für die Bevölkerung der Grenzmark und ihrer verantwortlichen staatlichen und kirchlichen Führung nötig, daß sie in diesem täglichen harten und herben Kampf um Selbstbehauptung und Wiederaufstieg nicht müde wird! Wieviel brüderliches Mitdenken und Mittragen ist aber auch von uns angesichts solcher Not gefordert! Dort im Osten ist eine der Fronten, an der in vorderster Linie nicht zuletzt auch für uns der Kampf ausgetragen wird, der Deutschlands Schicksal nach außen wie nach innen für die nächste Zukunft entscheidet. Es ist nicht so sehr ein politischer und wirtschaftlicher Kampf — es ist der Kampf um G l a u b e und Heimat.

Rudolf Homann. (Fortsetzung folgt.)

Zur Aussprache.

1. Der Kampf am falschen Frontabschnitt. Von L. Cordier.

Randbemerkungen zum Hallischen Studentenkonflikt.

Wir haben es im Weltkrieg immer wieder erlebt: an irgendeinem Frontabschnitt wurde ein Durchbruch versucht. Nach anfänglichen Teilerfolgen geriet der Angriff ins Stocken, wurde aufgefangen. Und nun setzte ein schweres Ringen, ein blutiger Opfergang ein, dem kein Erfolg mehr beschieden sein konnte. Die Gegner hatten sich auf einem bestimmten Frontabschnitt festgebissen. Divisionen um Divisionen wurden auf den Kampfplatz geführt, ohne daß hier eine Entscheidung für das Ganze noch fallen konnte. Die Tragik der Kämpfe um Verdun! Bis es einer überlegenen Führung gelang, die Truppen von einem solchen Frontabschnitt zu lösen und an neuem Plage eine neue Entscheidung zu suchen.

Ob man im Hallischen Studentenkonflikt erkannt hat, daß man am falschen Frontabschnitt kämpft, daß man sich an einem aussichtslosen Punkt mit dem „Gegner“ verbissen hat, daß man seiner eigenen Sache im Grunde keinen besseren Dienst tun könnte, als sich von diesem Ringen loszulösen und die Entscheidung an einem aussichtsreicheren Plage zu suchen?

Bei allem Verständnis für den nationalen Idealismus der deutschen Studentenschaft muß es doch gesagt werden, daß es die denkbar schlechteste Gelegenheit zum veruchten Durchstoß in die Freiheit war, gegen die Ausführungen eines Theologen im vaterländischen Interesse Sturm zu laufen. Ein kirchlicher Vortrag, ein theologisches Wort wollen kirchlich, theologisch begriffen und widerlegt werden. Aber an diesem Punkte hörte sehr bald die Aktionskraft der Studentenschaft auf. Ich habe das selbst im Kleinen erlebt. Das Blatt der Gießener Studentenschaft, der „Heftische Akademische Beobachter“, brachte in seiner ersten Nummer im November 1931 einen sehr gefärbten Bericht über die Hallischen Vorgänge. Ich fühlte mich daraufhin verpflichtet, der Schriftleitung, die mich kurz zuvor um einen

Beitrag für ihr Blatt gebeten hatte, offizielle Aktenstücke zum Falle Dehn (die Erklärung des Dekans der Theologischen Fakultät der Universität Halle, veröffentlicht am 27. Oktober 1931 in den „Hallischen Nachrichten“) zum Abdruck zu übersenden, um ein objektives Bild des Falles zu geben. Sie sind niemals abgedruckt worden, man hat den Eingang der Zusendung nicht betätigt, mir keine Antwort auf mein Begleitschreiben gegeben, was einfachste Anstandsspflicht gewesen wäre. Hat man gespürt, daß es im Grunde einer theologischen Auseinandersetzung bedarf, um dem Falle Dehn begegnen zu können, und fühlte man sich dazu nicht kompetent? Oder war man an „Objektivität“ nicht interessiert, wie in einer der nächsten Nummern des studentischen Blattes zu lesen war?

Die Wirkung des Ausweichens vor einer Auseinandersetzung mit dem „Theologen“ Günther Dehn ist geradezu verheerend: man deckt Günther Dehns theologische, vom Evangelium her gewonnene Aussagen mit politischen Meinungen zu und glaubt ihn damit erledigt zu haben. Nie und nimmer hätte das „Nachwort“ zu seiner Dokumentenveröffentlichung so mißverstanden werden können, wie es in der Tat geschah, wenn man es als Wort eines Theologen gewertet hätte, der vom Evangelium her letzte Maßstäbe anzulegen nicht nur berechtigt, sondern verpflichtet ist. Sein Urteil vom Evangelium her mag ein Fehlurteil sein, aber es will vom Evangelium her verstanden und vom Evangelium her widerlegt sein. Fühlt sich die deutsche Studentenschaft dazu außerstande, dann soll sie den Kampf auf diesem Kampfpfahle abblasen, dann soll sie sich einen Gegner suchen, der mit den ihr gewohnten Maßstäben gemessen sein will, dem sie auf dem rein politischen Felde begegnen kann. Wie die Dinge heute liegen, hat der „Fall Dehn“ zu einem Zusammenprall von Politik und Theologie geführt, und es muß zur Entlastung der kämpfenden deutschen Studentenschaft gesagt werden, daß sie diesen Zusammenprall nicht gewollt hat und wohl auch heute noch im Grunde nicht will. Grund genug, sich aus dem Kampf am falschen Frontabschnitt abzulösen!...

Aber nicht nur die Studentenschaft kämpft den nationalen Kampf am falschen Frontabschnitt, auch die Kirche und die Theologie. Darüber braucht man in unseren „Christlich-deutschen Stimmen“ kein Wort zu verlieren, daß die Kirche sich in diesem Kampf nicht für „uninteressiert“ erklären kann. Aber über den Beitrag, den die Kirche im Kampf um nationale Würde und Freiheit zu leisten hat, muß ein entschiedenes Wort gesagt werden. Vielleicht hilft wieder eine Erinnerung an den Weltkrieg uns auf die rechte Spur. Was haben unsere Frontsoldaten, unsere Verwundeten, unsere sterbenden Kämpfer vom Mann der Kirche in erster Linie erwartet? Politische Aufklärung? Vaterländische Aufmunterung? Ich glaube die stärkende, tröstende Verkündigung des Evangeliums! Ich habe jedenfalls im Frankfurter Nothlazarett noch in den letzten Wochen vor dem Umsturz, als schon die offene Ablehnung des Mannes der Kirche deutlich wurde, immer wieder erlebt, daß der Pfarrer Gehör fand und in ein Gespräch mit dem Krieger kam, wenn er nichts anderes sein wollte als schlichter Zeuge der evangelischen Verkündigung. Das war und das ist die Aufgabe, der Beitrag der Kirche zum nationalen Willen. Wer für das Vaterland kämpft und blutet, erwartet mehr vom Pfarrer, als daß er nur das Vaterland predigt, er erwartet die Botschaft vom Evangelium, die stark macht zum Leben und zum Sterben. (Daß Günther Dehn in diesem Sinn ein evangelischer Seelsorger in der Kriegszeit gewesen ist, davon mag der jüngst in der Tagespresse vielfach abgedruckte Brief ein Zeugnis geben.)

Das führt uns unmittelbar zu dem Beitrag, den Kirche und Theologie auch heute zum nationalen Ringen zu leisten haben. Gotteshaus und theologischer Hörsaal haben die Stelle zu sein, wo man rein und unverfälscht die Botschaft des Evangeliums hören kann. Und Kirchenregierungen und theologische Fakultäten haben sich schützend vor die Männer zu stellen, die hier Aussagen vom Evangelium her pflichtgetreu und gefinnungsgemäß wagen. Das ist der beste Dienst der Kirche und der Theologie zum Freiheitsringen unseres Volkes. Darum wäre es auch erste Pflicht der Kirchenbehörde im Falle Günther Dehn gewesen, sich grundsätzlich schützend vor den Mann der Kirche zu stellen seinen politischen Anklägern gegenüber, ganz unabhängig davon, ob die Kirche mit den vom Evangelium her gewonnenen Aussagen Dehns einverstanden war oder nicht. An einer solchen Einstellung hat es die Kirchenbehörde aber fehlen lassen: wir lesen im Bescheid des brandenburgischen Konsistoriums an die Magdeburger Ankläger Dehns nichts von dieser grundsätzlichen Stellungnahme. Von einer solchen grundsätzlichen Stellung aus kann dann auch eine Kirchenbehörde mit Fug und Recht ihre Kritik an solchen vom Evangelium her gewonnenen Aussagen zur Geltung bringen, die mit ihren Auffassungen vom Evangelium etwa nicht in Übereinstimmung stehen. Die Kirchen-

Behörde hätte Günther Dehn und die Öffentlichkeit vom Evangelium her belehren müssen, sofern sie nicht mit ihm einverstanden war, und vermochte sie das selber nicht, hätte sie sich theologischer Ratgeber bedienen müssen, um eine theologisch-kirchliche Debatte theologisch-kirchlich weiterzuführen. Diesen Dienst sind heute Kirche und Theologie dem deutschen Volke schuldig. Daß eine solche biblische, theologische Belehrung weder Günther Dehn noch der Öffentlichkeit von zuständiger kirchlicher Seite zuteil geworden ist, gehört zu den großen Unterlassungssünden im Falle Günther Dehn.

Der Dekan der theologischen Fakultät in Halle hat einen leider viel zu wenig beachteten Schritt in dieser Richtung getan mit der Veröffentlichung der schon erwähnten Erklärung vom 27. Oktober 1931: „Das reformatorische Prinzip der Lehre D. Dehns.“ Es ist nur zu bedauern, daß die weiteren Veröffentlichungen von Hallenser Seite nicht in der gleichen Richtung geblieben sind. Der mit „E“ gezeichnete Artikel in der Preussischen Kirchenzeitung Nr. 24/1931: „Warum handelt es sich beim ‚Fall Dehn‘?“ hat nicht als theologische Belehrung gewirkt, im Gegenteil. Der Grundthese Dehns, es handle sich um „die Freiheit der Kirche, der man das Recht bestreiten will, auch in der Gottesfrage das zu sagen, was in der Furcht Gottes gehalten ist“, wird eine andere Seite der Sache als die ausschlaggebende entgegengesetzt, „daß hier zwei verschiedene Grundhaltungen in der letzten Beurteilung vaterländischer Fragen zusammenstoßen.“ Das ist eine Verschiebung des ersten Anliegens Dehns, das ein kirchlich-theologisches ist, auf ein Gebiet, das für Dehn, und nicht nur für ihn, hinter dem kirchlich-theologischen steht. Man muß Günther Dehn einfach darin ernst nehmen, daß es ihm bei allen seinen Aussagen zuerst und zunächst um die Kirche und ihre Freiheit geht. Kirche und Theologie vergißt sich einfach selber, wenn sie dem Ernst einer solchen Bedrohung, wo diese von einer starken nationalen Bewegung ausgeht, die These von der Notwendigkeit einer nationalen Bewegung, die auch die Kirche zu fordern habe, entgegenstellt, und wenn sie dem, der die Gefahren einer überbetonten nationalen Bewegung für die Kirche sieht und mit allem Ernst ausspricht, das Odium milderer nationaler Gesinnung anheftet. Einem Menschen, der nur politisch zu denken vermag, kann man solche Kurzschlüsse verzeihen. Von Theologen erwartet man eine andere Haltung. Sie sollen als Theologen beides zu würdigen, zu verstehen vermögen: den Ernst der Gefahren, die hier der Kirche drohen, und die Gläubigkeit der Überzeugung, die hier zum Ausdruck kommt.

Man darf sich das Urteil über die Kämpfe, die hier ausgefochten werden, nicht zu leicht machen und etwa so formulieren wollen, es geht um den Rangstreit zwischen Reich Gottes und Vaterland, Kirche und Staat. Wir wissen als Christen, daß man den Menschen nicht aufteilen kann, in sein Christsein und sein Deutschtsein. Aber wir sollten auch das andere wissen: wenn wir als Christen von einer nationalen Bewegung bedroht sind, ist kein Zweifel darüber, wo wir zu stehen, wofür wir zu leiden haben. Und wenn wir vom Evangelium gewonnene Erkenntnisse nicht mehr aussprechen sollen, wissen wir, wem wir mehr zu gehorchen haben, Gott oder den Menschen. Sind solche Fragen einmal aufgeworfen, solche Bedrängnisse eingetreten, dann kämpft Kirche und Theologie am falschen Frontabschnitt, wenn sie in dieser Situation am nationalen Staat — ganz gewiß eine auch vom Evangelium her zu rechtfertigende Größe — sich orientiert und die Schöpfungsordnungen Gottes in Familie und Volk verteidigt. Bei der Bedrängnis der Kirche durch einen nationalen Anspruch ist der Kampfplatz des Theologen auf der Seite der Kirche, der bedrohten Gemeinde. Das ist uns selbstverständlich in der Lage der Verfolgung der Kirche durch den sich selber selbst bewußt gewordenen Staat. Das muß uns aber ebenso selbstverständlich sein dem Zeugnis der Verkündigung gegenüber, die von dieser Bedrohung in Furcht und Glauben redet. Vielleicht erschneht der Kirche, dem Theologen diese Bedrohung als übertrieben, als unwirksam. Dann hat Kirche und theologische Wissenschaft Recht und Pflicht, den, wie sie meint, irrenden Bruder über sein Zeugnis zu belehren. Aber wieder nicht so, daß sie den Boden des kirchlich-theologischen Anliegens verläßt und zur Debatte über Staat und Volkstum übergeht. Wer hier nicht vom Standort der Kirche aus sein Wort zu sagen vermag, wird als Theologe oder Kirchenmann am besten tun, zu schweigen, auf die Gefahr hin, auch durch dieses Schweigen — wie es im Falle Dehn geschehen ist — die Kirche zu schädigen und die Lage zu verwirren.

Der Proviantmeister dient der kämpfenden Armee am besten, wenn er keine Strategie treibt, sondern für gute Verpflegung sorgt. Der Lazarettpfarrer erfüllt am besten seine Pflicht, wenn er nicht den Ärzten ins Handwerk pfuscht, deren treuer Gehilfe er ist, sondern wenn er der Hirte der Seelen bleibt. In den politischen Wirren der Zeit, denen der Fall

Dehn beizuzählen ist, tut der Kirchenmann und der Berufstheologe gut daran, sich von der politischen Kampfzone abzulösen und sich um das schlichte Evangelium und seine theologische Darlegung zu kümmern. Er dient auf diesem Frontabschnitt seinem Volk und Vaterland am besten.

Nachwort als Umschau.

Eine sehr feine, ins Wesentliche durchstoßende Auseinandersetzung mit dem oben erwähnten Egerischen Aufsatz in der Preussischen Kirchenzeitung, dessen Grundhaltung alle früheren Schüler Professor Egers nur aufs tiefste erschüttern kann, bringt Karl Heim in einem im Aprilheft der „Furche“ veröffentlichten Aufsatz: „Gott oder Verzweiflung“.

Heim spricht hier zunächst in Auseinandersetzung mit den Kritikern seines in der Anmerkung genannten Buches von zwei verschiedenen Menschentypen, deren gegenfällige Einstellung er durch folgendes Bild veranschaulicht: „Bei dem Menschen der einen Art ist Gott die Grundlage, die das ganze Haus trägt, in dem sie leben. Wird das Fundament weggenommen, so fällt das ganze Haus zusammen. Alles stürzt ins Bodenlose. Um klarzumachen, welche fundamentale Bedeutung die Wirklichkeit Gottes für sie hat, kann man nur den negativen Weg einschlagen und die Katastrophe schildern, die eintreten müßte, wenn das Fundament weggezogen würde.“) Bei den Menschen der andern Art dagegen ist Gott der Sichel, in dem das Haus den krönenden Abschluß findet. Denkt man den Sichel weg, so wäre das Haus unvollständig, aber es würde nicht zusammenstürzen. Es erscheint deshalb von diesem Standpunkt aus gesehen unpädagogisch, von der Möglichkeit eines Zusammenstürzes überhaupt zu sprechen. Ein solcher kommt unter keinen Umständen, auch nicht als Möglichkeit, in Frage. Wenn die andern von dieser Möglichkeit sprechen, so muß das von diesem Standpunkt aus notwendig dahin mißverstanden werden, als sollte hier in höchst überflüssiger Weise problematisiert und zur Skepsis verleitet werden. — — —

Die Wirklichkeit, die wir mit dem Wort Gott meinen, steht für beide Frömmigkeitstypen in einem ganz verschiedenen Verhältnis zur Welt und zur eigenen Existenz. Daraus entsteht ein so tiefer Gegensatz, daß Menschen, die aus dieser entgegengesetzten Haltung heraus leben und sprechen, fast notwendig aneinander vorbeireden und einander mißverstehen müssen.“

Dann zu dem Egerischen Aufsatz übergehend fährt er fort: „Ich will hier keinen Versuch machen, eine Verständigung zwischen beiden Menschentypen herbeizuführen. Dazu ist die Zeit vielleicht jetzt noch gar nicht reif. Nur dafür muß zunächst gesorgt werden, daß die bis ins Letzte gehende Auseinandersetzung, die hier notwendig ist, nicht von vornherein auf ein falsches Geleise geschoben wird. Das geschieht in der heutigen Zeit vor allem dadurch, daß man meint, nur die Menschen des zweiten Typus, die von innerweltlichen Werten in „positiver Weiterführung“ zu Gott kommen, hätten ein ungebrochenes Verhältnis zur Schöpfungsordnung, vor allem zu Volkstum und Rasse, die andern seien für einen nationalen Kampf von vornherein unbrauchbar, weil sie dem, was den andern auf der Seele brennt, kühl problematisierend gegenübersehen. In diesem Sinne schreibt Eger: „Man stößt diese Theologie der Krisis, die auch die höchsten und letzten Menschheitsgüter, Volk, Staat, Ehe, Familie, vor Gott fragwürdig macht, am allerempfindlichsten Punkt mit der innersten Leidenschaft eines neu herausgewachsenen Geschlechts zusammen, das in den Jahren der Not und Schande seines Volks und Vaterlands seine Kindheit und früheste Jugend durchlebt und jetzt die Aufgabe der Neugeburt dieses Volkes und Vaterlandes und der Aufopferung für diese Neugeburt mit der Inbrunst des unverbrauchten jungen Menschen ergriffen hat. Dies neue Geschlecht versteht einfach nicht, wie man die vaterländischen Dinge so kühl, so fragweise behandeln kann, wie man dem Dingen des eigenen Volks um sein Dasein sich problematisierend gegenüberstellen kann, statt elementar zu fühlen, daß man diesem seinem Volk mit Leib und Leben verhaftet ist. Es kann nicht glauben, daß eine Theologie, die das tut, Theologie des Evangeliums sein soll, daß Gott der Schöpfer und das Volkstum, das doch Gottes Schöpfung ist, in dieser Weise im Namen des Evangeliums auseinandergerissen werden sollen.“

Wenn diese Sätze nicht bloß gegen bestimmte einzelne sondern gegen alle gerichtet sein sollen, deren Haltung durch die „Theologie der Krisis“ bestimmt ist, so ist damit die Frage,

*) Geschehen in seinem Buch: Glaube und Denken, Philosophische Grundlegung einer christlichen Lebensanschauung. Furche-Verlag. 441 S. Für Leute, die geistig arbeiten können und wollen, sehr empfehlenswert.

um die es hier geht, auf ein ganz falsches Geleise geschoben. Für einen Mann wie Ernst Haenchen, einen schwerverwundeten Kriegsoffizier, ist z. B. nach seinem gegen den Lannenbergbund gerichteten Vortrag auch das deutsche Volk, für das er geblutet hat, nie das Letzte, sondern ein Vorletztes, das für ihn als Christen seine bindende Gewalt nur durch das Ja Gottes erhält.*) Damit wird allerdings, wenn man einmal den dialektischen Ausdruck gebrauchen will, auch das, wofür wir zu sterben bereit sind, vor Gott „in Frage gestellt“. Haenchen fragt: „Hat die Masse das Recht, im Himmel und auf Erden zu binden, ewige Bindung zu sein und letzte Instanz, über der es nichts mehr gibt? Wenn ein irragendes Denken so die Gabe mit dem Geber verwechselt, dann muß der Geist diesen Jertum bloßstellen. Auch wenn er darum verfolgt wird.“ Diese Haltung bedeutet aber eben gerade das Gegenteil von einer „kühlen, fragweisen Behandlung“ der vaterländischen Dinge. Das Mißverständnis liegt in dem Wort „kühl“, das hier gebraucht ist. Denn in dem innersten Vorgang zwischen Gott und mir, in welchem ich in letzter Verzichtbereitschaft auch mein Volkstum vor Gott bringe und dann von ihm allein die Weiße für meinen vaterländischen Waffengang empfangen, liegt eine heißere Leidenschaft, eine ernstere Todesbereitschaft als in dem „Gottesstolz“ des arischen Menschen“ und der völkischen Begeisterung der unverbrauchten Jugend, die sich bis jetzt noch auf seinem Schlachtfeld bewährt hat. Bismarck, der ja ein besonders deutlicher Typus dieser Art von Christen ist, hat in derselben Zeit, in der er für die Macht Preußens täglich „auf der Mensch stand“, mit einer Offenheit, die noch weit über die Sprache der heutigen Dialektik hinausgeht, das Schicksal von Österreich und Preußen vor Gott „in Frage gestellt“.*)

An dieser Stelle zeigt sich besonders deutlich das hoffnungslose aneinander Vorbeireden und einander Mißverstehen der beiden Menschengruppen. Das „vor Gott in Frage stellen“ ist für die Menschen vom Typus Bismarcks die heiligste Bewegung ihrer Seele, die Feuerprobe, in der das Schwertschwert gegläht und geschmiedet wird, mit dem sie in den Kampf ziehen. Den Menschen der anderen Einstellung dagegen, die diesen Vorgang verständnislos von außen betrachten, erscheint dieses „vor Gott in Frage stellen“ wie ein kühler Reflexionsprozeß, in dem man sich das Dasein problematisierend gegenüberstellt und sie dadurch für den Kampf unbrauchbar macht. Umgekehrt müssen die Menschen, denen vor Gott auch das Höchste, was der Mensch hat, ein Vorletztes bleibt, über die andern urteilen, daß ihrem jugendlichen, ungebrosenen und unverbrauchten Losstürmen, auch wenn sie dabei religiöse Empfindungen haben, der letzte Ernst gerade fehlt, daß es nur ein aufregendes und waghaltiges Spiel ist, weil sie noch gar nicht wissen, was es für eine ernste Sache um Gott ist. Selbstverständlich fühlen sich die Menschen des zweiten Typus durch diese Auslegung mißverstanden und in ihren heiligsten Gefühlen verletzt. Was uns wie ein Spiel vorkommt, ist für sie der höchste Ernst, dessen sie überhaupt fähig sind.

Die Zeit ist noch nicht gekommen, dieses gegenseitige Mißverständnis der beiden Menschengruppen zu lösen. Aber es ist schon ein Schritt auf diesem Wege, wenn beide Gruppen einander immer klarer gegenübertreten, sich ihres Gegensatzes bewußt werden. Wir müssen darum alle Maskierungen beseitigen, durch die sie ihre Stellungen verschleiern, damit der eigentliche und letzte Streitpunkt, um den es geht, ganz deutlich herauskommt.“

Inzwischen hat nun auch Karl Barth, der ja in dieser ganzen Auseinandersetzung — Sachkundigen längst sichtbar — im Hintergrunde steht, eingegriffen und in einem im Märzheft des „Neuwert“ nachzulesenden Aufsatz: „Der Fall Dehn und die dialektische Theologie“ den Versuch gemacht, den um Dehn entbrannten Kampf aus dem in seiner Unzuständigkeit hoffnungslosen politischen Leerlauf herauszuziehen und ihn an dem neben der kirchlichen Betrachtungsweise allein möglichen theologischen Frontabschnitt zu versachlichen und ins Grundsätzliche zu vertiefen. Ob dieser Versuch gelingen wird, ist allerdings bei der augenblicklichen Verwirrung der Begriffe und der theologischen Abstinenz, die sich gewisse Theologen in höchst kreatürlicher Vaterlands-Leidenschaft und politischer Besessenheit zur Zeit selbst auferlegen, sehr fraglich. Die Erklärung wenigstens, die die Göttinger Professoren Dörries und Hirsch zum Fall Dehn veröffentlicht haben, zeugt von einer derartigen Vordringlichkeit, um nicht zu sagen: Ausschließlichkeit national-biessseitiger, innerweltlicher Gesichtspunkte im Denken und Urteilen, daß hier von Theologie im Sinne der von Cordier geforderten verantwortungsbewußten „Belehrung“ nicht mehr die Rede sein kann. Gedankengänge und Erwägungen,

*) Siehe Leitwort.

die im Munde von Politikern, im menschlich-irdischen Bereich, recht und gut zu hören sind, sind schlecht hin ungenügend und enttäuschend, wenn sie aus dem verantwortungsvollen Munde von Theologen, von Lehrern der Kirche kommen. Denn dem Anliegen eines Theologen als Theologen muß der Gesichtspunkt Gottes, die Blickrichtung auf Gottes Reich, überall und jederzeit vorbringlich sein. —

Wenn solches geschieht am grünen, sprich: theologischen Holz des Herrn Professor Hirsch, was soll dann wohl am dünnen, laienhaften des Herrn Dr. Stapel vom „Deutschen Volkstum“ herauskommen? Kann man sich dann noch sehr wundern, wenn er die 24 ordentlichen Professoren, die sich vor Günther Dehn gestellt haben, so ungefähr als treue Hörige des Herrn Minister Grimme lächerlich zu machen versucht, in restloser — hoffentlich nicht böswilliger! — Verkennung dessen, worum es eigentlich geht? Wir sind weit genug gekommen! — Was schließlich die Behandlung des Falles Dehn und ähnlicher um die Kernfrage: „Glaube und Volk“ herumgelagerter Fragenzusammenhänge in der kürzlich erwähnten neuen „christlich-deutschen“, gemeinsam mit Althaus, Hirsch und Pfarrer Wilm von Rendtorff herausgegebenen Monatsschrift „Glaube und Volk“ betrifft, so steht leider nach den bisher erschienenen drei Heften zu befürchten, daß die Mehrzahl der dort zu Worte kommenden Menschen zu dem von Karl Heim charakterisierten zweiten Typus gehört, d. h. Menschen sind, die in Gott mehr Ober- und Überbau, Krönung ihres Lebens, als tragendes und ihr Leben erst begründendes Fundament sehen — und danach urteilen. Das „Christlich“ scheint hier weniger Ausgangspunkt als vielmehr Bekleidung und Gewandung zu sein, weniger oberster Maßstab als schöne Zugabe. (Vgl. z. B. den Aufruf des Generals v. d. Goltz zur „Zusammenarbeit“ mit dem typisch heidnisch-idealistischen Schluß als Motto des Ganzen und den erschütternd oberflächlichen Aufsatz von Pfarrer Gensichen, Halle, über „Evangelische Kirche und Nationalsozialismus“.) Es scheint demnach „christlich-deutsch“ doch etwas wesenhaft anderes zu sein als „Christ-Deutsch“. Immerhin eine ernst zu nehmende Zeitschrift mit immer wieder uns verwandten Anliegen!
G. Gr.

2. Die evangelische Botschaft wird von den „Verkündigern“ der evangelischen Botschaft ihrer Botschaft entleert!!!

Ich lese die Nationalsozialistische Landpost, ich möchte teilnehmen an dem, was das Landvolk beschäftigt und möchte sehen, wie man es dort führt. Ich habe viel Freude an dem Blatt, nicht ungekrübt von der Trauer über soviet Krampf, den man ihm vorsetzt.

In der Nr. 4/1932 lesen wir eine der Sonntagsbetrachtungen über 1. Joh. 5, 4: „Unser Glaube ist der Sieg, der die Welt überwunden hat,“ verfaßt von P. Wof, Pastor in Büttel.

„Was zieht die Menschen in dieser Zeit zu den Versammlungen, in denen Nationalsozialisten sprechen, so daß die Säle immer voll, oft überfüllt sind? Ist es nicht eine geheimnisvolle Macht, die sich viele einfach nicht erklären können. ... Das ist die Macht unseres felsenfesten Glaubens, daß wir auf dem rechten, einzig möglichen Wege sind, um Deutschland zu retten. ... Unser Glaube ist der Sieg, der eine Welt des Hasses und Mißtrauens überwunden hat.“

Von welchem Glauben willst du eigentlich reden? Vom Glauben an Hitler — oder vom Glauben an Jesus Christus?

„Einst war es der Zimmermannssohn, der mit einer ursprünglich kleinen, nicht geachteten, dann aber immer mehr sich vergrößernden Schar seiner Jünger durch das Evangelium eine Welt aus den Angeln gehoben hat. Was für ein Denkmal für die sieghafte Macht christlichen Glaubens bildet das obige alte Bibelwort! Und das Christentum hatte doch damals, als dieses Wort niedergeschrieben wurde, eben erst seinen Siegeslauf begonnen. Der Apostel sieht aber schon mit Glaubensaugen erfüllt, was sich erst später und gewiß oft in anderer Weise, als ihm vorschwebte, erfüllt hat. — Flut und Ebbe haben im Laufe der Zeit in bezug auf die Durchbringung der Welt mit christlichen Gedanken immer gewechselt. Unsere Zeit zeigt tiefe Ebbe, von allen Seiten Bekämpfung und Verfolgung des Christentums. ... Wer aber dem obigen Wort des Apostels seine innere Zustimmung nicht verweigert, der ziehe auch ... die nötigen praktischen Folgerungen. Woher christlicher Schein ist Schaum, wir müssen Christen sein, nein, immer mehr werden.“